

dann aber ganz bestimmt abzubauen. Die Kälte macht sich energisch bemerkbar, um so heftiger, je febnlichtiger unser Freund an die warme Stube und den noch wärmeren Grog denkt. Fast hätte er Reineke, der plötzlich auftrah, deshalb noch verpaßt, aber im letzten Augenblick kann noch die Flinte auf den verschwindenden Räuber sprechen.

Steif wie amerikanisches Gefrierfleisch erhob sich der Jägermann, konnte aber von dem Fuchs nichts entdecken. Der Doktor schaltete sein Schießesisen und stapfte durch Schnee und Dunkelheit seinem trauten Junggefellensheim zu, um sich dort im umgekehrten Verhältnis zu seinem jagdlichen Erlosae gründlich unter Alkohol zu setzen. Dann schliefte unser Freund ziemlich spät in seinen Kabin, nachdem er sich vorher gewissheithaft wie immer davon überzeugt hatte, daß sämtliche Bullen leer waren. Gar bald kam der Sandmann, führte ihn in das Reich der Träume, und nun... ihm, er läse wieder am Safenpaß, hätte den Fuchs geschossen, und als er diesen aufhob, habe er nur noch dessen hinteren Teil an der halben Lunte in der Hand gehabt. Alles andere fehlte.

Pünktlich wie stets erwachte der Doktor am nächsten Morgen, um sich, frisch gestärkt, ohne jede Spur von Jammer zu erheben. Bei der Anzahl der geleerten Bouteillen eine immerhin beachtenswerte Leistung, aber es gibt eben Leute, besonders an gewissen Stellen im Erzgebirge, die durch Gewöhnung fast von der Mutterbrust an schier sagenhafte Mengen von Alkohol vertilgen können. Unser Doktor war auch an Feuerwasser gewöhnt. Er soll sich sogar — das weiß ich aber nicht aus eigener Anschauung — morgens die Zähne damit putzen. Darauf ging er zu einem Freunde, einem Kunstmaler und großen Nimrod, der einen guten Wachtel besitzt, und bat ihn, zur Nachschube mitzukommen. Unterwegs erzählte er seinen sonderbaren Traum. Am Anschuß angeleat, nahm „Wachtel“, der Wachtel, sofort die Spur auf, in der nur drei Gänge standen und etwas Schweiß lag. Reineke hatte also die Schrote des Schnappschusses tatsächlich noch erwischt. Die Spur führte querab über die Felder in ein Waldstück und endete darin auf einer kleinen Blöke.

Wie aber sah die Blöke aus! Die Schneedecke war auf mehrere Meter im Durchmesser getreten und zerwühlt. Ueberall waren Schweifsporier zu sehen, indessen nicht vom Fuchs. Beide Herren standen vor einem Hättel. Mit einem Male rief aber der Meister des Winkels, als er mit seinem Hunde inzwischen weitergeschaut hatte: „Doktor, Doktor, Ihr Traum!“ Und hoch in der Hand hielt er — den hinteren Teil eines Fuchses an der halben Lunte. Von dem übrigen Fuchs war trotz eifrigsten Weitersehens nichts zu finden.

Was war geschehen? Allem Anschein nach hatte sich hier in der Nacht ein Drama abgespielt. Der angeblickte Fuchs ist zweifellos nach heftigem Kampfe — davon zeugte der Zustand der Schneedecke — durch einen anderen Artgenossen gerissen worden. Also Kannibalismus, den ich in meinem immerhin ziemlich langen Jägerdasein noch nie beobachtet habe. Die mir zur Verfügung stehende Literatur bringt darüber ebenfalls nichts. Nur in Dr. Schäfers „Faunistik“ fand ich folgende Notiz über Jungfüchse:

„Ihre Räubernatur verleugnen sie auch in diesem zarten Alter nicht; ja, sie werden sogar zu Kannibalen, fressen ihre Geschwister wenn diese tot oder auch nur angeschossen waren, einia. auf.“ Daß Reineke den Kadaver eines Artgenossen in großer Not anschneidet, wäre erklärlich. Daß er indessen einen lebenden überfällt und sich zu Gemüte führt, hätte ich niemals für möglich gehalten.

Nicht merkwürdig muß auch der Traum meines Freundes anmuten. Es ist tatsächlich kein Jägerlatein. Auch ist die Geschichte nicht etwa unter dem Alkohol entstanden, denn als der Doktor sie mir erz. sah seine Frau dabei. Wir waren insobaldessen wirklich nüchtern.

(Deutsche Jägerzeitung N. u. S. u. S.)

## Vor fünfzig Jahren in und um Kößchenbroda.

Ein Streifzug durch alte Zeitungen von A. Schruth.

(Nachdruck verboten.)

VI.

Am 14. September wurde nachdem die Turngeräte fertiggestellt waren, der obligatorische Turnunterricht, den der Hilfslehrer Hentschel aus Radis erteilte, zum ersten Male aufgenommen.

Am 25. September berichtet die Zeitung über den stattgefundenen Michaelismarkt. Merkwürdigerweise findet sich auch darin eine Parallele mit den heutigen Verhältnissen. August Biegner schreibt, daß die Markttieranten durchaus nicht zufrieden mit dem Geschäftsaange gewesen seien, trotz des lebhaften Besuches von Seiten des Publikums. Je weniger die Jahrmärkteleute zufrieden waren, waren es die Gastwirte desto mehr „denn selbst bei nachtschlafener Zeit ging es an einigen Orten noch Hellauf.“ Anstatt ihre Winterbedürfnisse einzukaufen, hatten die Leute mehr Interesse an der feuchtfrohlischen Feier des Jahrmarktes. Die Gemeinde hatte bei einer Einnahme von 245 Mark einen Ueberschuß von 202 Mark. Welche Bedeutung damals der Ferkelmarkt noch für Kößchenbroda gehabt hat, erhellet die Angabe, daß zu demselben 540 Ferkel aufgetrieben worden waren, für das Paar wurden 30 Mark bezahlt.

Interessant auch vom Kulturgeschichtlichen Standpunkte ist die Schilderung des Vergnügungsbetriebes damaliger Zeit: „An Sebenswürdigkeiten fehlte es auch auf der diesmaligen Messe nicht. Außer dem üblichen Carussell gab es einen offenen Circus mit ein paar schottischen Pferdchen, mehreren Dunden, zum Teil sogar in Damentoisette und einen biffigen gesichterschneidenden Affen und einen photographischen „Salon“ (August Biegner setzt bezeichnender Weise ein Fragezeichen hinter den „Salon“). In einem geschilderten Leinwand-Quarree ein Feuerprinze aus der Unterwelt, angehan mit einem verschoffenen Sternbedeckten Wams und zweifelhaften Tricot. Daneben ein frequentiertes Ringspiel, wo die blanken Thalers und funkelnden Markstückchen mit Leichtigkeit für nur einen fuchsigigen Silbermorgen (?) dreifach erworben werden konnten. Auch verschiedene „Auktionsstücke“ gab es wo mit „zahnbrecherischer Stimme von einem halben Dugend maulfer-

riger Aussäurer alle möglichen Industriezeugnisse für ein Lumpengeld den erstaunten Kauflustigen angeschmiert wurden.“ Dabei produzierten sich Darfenstinnen mit zauberndem Sirenenesang“ und die „aromelierte Badelapelle die unsern Ort in harmonischen Hörnerklang abmarterte.“

Die Erinnerung an eine leider fast ganz verschwundene Kößchenbrodaer bzw. Kößchenbrodaer Eigenart ruft eine Notiz vom 2. Oktober her wach. August Biegner meldet da: „In Laufe der nächsten Tage und Wochen wird sich rings in unserem ganzen Nebengebiet helle Luft und fröhliches Leben entfalten, denn die Weinlese mit einem sowohl an Güte wie an Menge hochgelegneten Traubenertrage steht vor der Thür. Bereits künftigen Montag beginnt die Fabrik moussirender Weine in Niederöbuhns ihre alljährlichen Traubeneinkäufe und wird dieselbe für den Centner unter ausserlesener blauer Trauben bis 2 Mark zahlen, sodas sich das Fas Moft beste Qualität umgerechnet der Arbeitslöhne etwa auf 240 Mark stellt. An den Privateinkäufen stellen ist der Preis der Trauben auf 12—14 Pf. das Pfund vorgelesen. — Die Zeit der helle Luft und fröhliches Leben bringender Weinlese ist wohl für Kößchenbroda für immer vorbei, da die leider von unserer Handelspolitik begünstigte ausländische Konkurrenz den Weinbau zu einem Luxus, einer Liebhaberei macht und von irgend welcher Prosperität kaum mehr gesprochen werden kann. Welche Wichtigkeit der Weinbau damals noch für die Kößchenbroda hatte, kennzeichnet die nächste Notiz: Dem Vernehmen nach ist in diesen Tagen ein aus achtbaren Weinhandlern bestehendes Consortium zusammengetreten, welches vereinbart hat mit dem Traubeneinkauf nicht früher als am 11. Oktober zu beginnen, damit die Beeren wenigstens ihre normale Reife erlangen und der Moft dadurch an Güte gewinnt.“

Eine gewisse Komik besitzt der am 9. Oktober erzählte Vorfall aus dem Plauenischen Grunde. Dort war ein Bergmann 122 Stunden in eine zusammengebrochenen Stollen lebendig begraben. Nachdem man den zu Tode erschöpften aus seinem Grabe hervorgeholte verlangte er snerit nach — Bier. Seine Frau brachte dem dem Tode entziffenen in der Freude ihres Herzens als erste Labung — eine Mebe Pflaumen. Der Artikelschreiber der Dresdner Nachrichten, denen der Bericht des Kößchenbrodaer entnommen, schreibt pathetisch über die Rettung: Den Fuchsel zu schildern vermag keine menschliche (?) Feder!

Das fünfzigjährige Jubiläum der Einführung und ersten Unterrichtserteilung in Kößchenbroda feiert heuer auch die Gabelsberrische Stenographie oder wie man damals phonetisch richtig schrieb Stenografie. Am Sonnabend, den 16. Oktober erteilte ein gewisser H. Uble zum ersten Male in der Bahnhofs-wirtschaft Unterricht in dieser Kurzschrift. Der redaktionellen Notiz über dieses Ereignis ist zu entnehmen, daß 1875 in Sachsen schon 70 Gabelsberrische Stenographievereine bestanden, und daß diese Kurzschrift entsprechend einer Ministerialverordnung von 1873 in den höheren Lehranstalten Unterrichtsgegenstand war.

(Fortsetzung folgt.)